

Petrinsula

Autor(en): **Brugger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 26

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und in dieser Zeit des Hangens mag ich wohl auch noch ein wenig von meiner versäumten Schwitzkur nachgeholt haben; denn als sie mit roten Wangen und frischem Heuduft, das Kopftuch in der Schwüle der Stube lösend, zur Tür hereintrat, lächelte sie, hatte jenen Sonnenglanz in den Augen, den sie sonst immer von dem hellen Arbeitsfeld mit nach Hause brachte, und mit einem Scherzwort hob sie, meine scheuen Blicke nicht gewahrend, das Decklein in die Höhe, griff mit der Hand nach meinem Badehemdchen. Zuerst flog's fast wie ein jäher Schrecken über ihr Gesicht, dann ein mitleidiges frohes Lachen, daß ich die Krankheit ausgeschwigt.

Nun rief sie, die Hände zusammenschlagend: „Das heißt man jetzt . . . Mein, ganz badnaß . . . Ist das auch geschwigt, oder?“ und hob lächelnd den Finger.

„Ja nun,“ fuhr sie beruhigt weiter, „gottlob, krank siehst du nicht mehr aus! Seh, zeig die Zunge! Ah, fast rot, fast wie ein Wunder! Wenn ich's auch jetzt noch nicht verstehe, daß man so schwitzen kann! Item, bist ein braver Bub, daß gefolgt hast! Darfst aufstehen jetzt!“

„Ja, ich komm!“ sagte sie, als der Vater aus dem Hausgang nach einem frischen Mosttrunk für die Feuer rief. „Ja, im Augenblick! Da, Bub . . . Ja wart auch, Bub, wirst wohl nicht verzappeln!“ sagte sie, als ich ungeduldig wie ein Böcklein in mein Höslein hüpfte, um hinauszueilen an die Luft, weil's mir da drinnen unter der Mutter Augen das Herzhäuslein zerspringen wollte vor Frohsinn, vor Scham und vor Angst, es möchten ihr meine verwunderten Augen die ganze Geschichte verraten.

Als ich dann draußen war unter dem Nußbaum, stand ich ein Weilchen allein und schaute in die Nester hinauf, und das von meinem Kranksein und von Madelis Goldhaar im Wasser und vom fliegenden Hemdlein über die gemähten Wiesen schimmerte mir noch wie ein verschwimmendes Bildchen vor den Augen. Dann aber ging ich zum Degerli und dann zum Imbiskorb, den die Mutter draußen abgestellt.

Am Abend hatten wir nach dem gut und glücklich verlaufenen Heuet ein frohes Erntemahl, und wenn ich noch nicht herzlich zulangen durfte, hörte ich doch in Seligkeit zu, als der Degerli eins sang und jodelte . . . Mitten im Lachen und Singen in der Dämmerung des späten Tages stand Madeli in der Stube; wie ein Käglein war ihm unser Fest

ins Näschen gestiegen — und was trug es unterm Arm, fest geschlossen, aber zärtlich wie eine Puppe?“

„Es habe es noch bringen wollen, mein Nöcklein; der Schangli hätte es gern selber gebracht, weil wir heute die Rechenlöse hätten, aber er scheue den Degerli und er brauche auch nichts,“ sagte es mit einem raschen Blick auf die rosigen Schinkenschnittchen, die auf dem Tisch in weißer Platte lagen; „er habe ja auch immer gesagt, der Seppli sei ein Meitlibader und noch allerhand!“

Mit großen Augen nahm ihm die Mutter das Nöcklein ab, schaute mich an, dann das Madeli, schüttelte den Kopf, wie wenn sie vor einem dunkeln Rätsel stände. Aber das Madeli weckte sie, ehe sie dessen Lösung gefunden, aus ihrem Grübeln; denn Madeli, das liebe, dumme, schlaue, rief ihr nebst einem zweiten, nachhaltigen Blick auf des Tisches Herrlichkeiten den eigentlichen, tiefern Grund seines späten Erscheinens in Bewußtsein mit den Worten:

„Wir kochen dann auch Hamme an der Rechenlöse!“ Und nahm behend wie ein Käglein das Stück, das ihm die Mutter gern und lächelnd bot, mit saubern rosigen Fingerlein von der Gabel.

Als ich der Mutter das Nachtgebet gesagt, stammelte ich noch etwas, brachte es aber nicht heraus; doch als sie mich lang und fragend anblickte, fiel ich ihr unter heißem Schluchzen um den Hals.

Biel später sagte mir der Schangli, als wir einmal dicke Freundschaft hatten und erboßt über Madeli waren, er hätte eigentlich das Nöcklein gern selber gebracht, wenn er nur auch dem Wetter getraut und nicht das Madeli dazu gekommen wäre. Es hätte sich, da es sein eigen Nöcklein nicht selber anziehen konnte, errötend an ihn gemacht, als die Buben verstoben; es hätte ihn zu Hilfe gerufen mit dem Versprechen, ihm dafür die jungen Hühnlein zu zeigen, und mit der Verheißung ewigen Gernhabens und eines halben Birnenweckens, wenn die Mutter backe. An der Sonne sei es gekauert, lang, seitab von ihrem Hause, weil es sich nicht heimgetraut. „Bin ihm zu Hilf gegangen,“ sagte er, „hab ihm das Kleidlein eingeknüpft. Am End hat mir das Ruder auch noch dein Nöcklein abgebetzelt. Wenn ich's aber gewußt, daß ihr die Rechenlöse habet, ich hätt' es selber gebracht, dem Degerli und dem Wasserrädchen z'troß!“

Und das Wasser lief dem Schangli noch im Munde zusammen, als er an die herrlichen Sachen dachte, von denen ihm das Madeli nach unserm Erntefest berichtet hatte.

Petrinfula.*)

Jhans Brugger.

Zu Vingoldunum murr't ein dumpfes Klagen.
Des Pfahlbaus rauhe Männer treten stumm
An ihres Häuplings Lager und sie fragen:
„Der Starke stirbt? Ist seine Zeit schon um?“

Der reckt sich mühsam auf, dass er sich schleppe
Mit letzter Krafft zu seiner Hütte Rand,
Wo in die Seeflut taucht die schwanke Treppe,
Der Einbaum ruht am dicken Weidenband.

Er wählt den Kahn zu seinem Sterbebette.
Er spricht: „Stosst ab, ihr Söhne, führt das Boof

Zu unsres Stammes letzter Ruhelstätte,
Zum dunklen Eiland dort im Abendrot.“

Sein Auge bricht. Der Ruder rauchen viele.
Dem Tapfern geben sie ein trüb Geleit.
Die Männer fahren ihn zum letzten Ziele
Und Trauerlänge hallen weit und breit.

Langsam durchschneiden ihre dunklen Barken
Die abendhelle Flut. Am Buchenrain
Des Eilands betten sie zur Ruh den Starken.
Die Gruff umglüht des Spätrots Purpurchein.

*) Rings am Rand des Bielersees, soweit die Steilheit der Ufer solches nicht verbot, war ein reicher Kranz von Pfahlbauten gelagert. Die Fundstücke aus diesen Stationen zieren unsere Museen. Eigentümlich ist nun, daß von den leiblichen Ueberresten jener Ansiedler so gut wie nichts gefunden wurde, während drüben auf der St. Petersinsel der Boden eine Menge menschlicher Gebeine herbergt. Die Forschung neigt daher zu dem Schlusse, es möchten die Pfahlbauer ihre Toten nach dem Eiland hinübergeschafft und dort begraben haben. — Die Insel, auf der ein Rousseau so gern sein Leben beschloffen hätte, und wo ihm zu ruhen nicht gegönnt wurde, sie wäre demnach in der Vorzeit eine Art Toteninsel gewesen.